

Im Vordergrund sind eine offene Piazza mit Brunnen, Teestube und Restaurant. Der Gebetsraum ist nach hinten gerückt, daran angelehnt sind zwei gläserne Minarette, die leicht und transparent wirken. Allen Ängsten vor zum Gebet aufrufenden Muezzins wurde die Grundlage entzogen. Doch auf die Minarette verzichtet, wie von den Gegnern gefordert, haben die Bauherrn nicht. Weil das Problem gar nicht dort lag.

„Den Leuten sind die Minarette komplett egal“, meint Kosa. „Eigentlich wollen sie die Türken und die Muslime nicht. Es ist schlichte Ausländerfeindlichkeit, und die Minarette werden vorgeschoben.“

„Die Ängste lagen woanders“, formuliert es Yilmaz. Nach der vierten oder fünften Mediations-sitzung sei man auf die realen Probleme gestoßen. „Die Vertreter der Einheimischen meinten, die Türken wollten sich nicht integrieren und beherrschten die Sprache nicht. Ich weiß aber, welchen Effekt die pauschale Kritik am Islam nach den Anschlägen vom 11. September 2001 hatte: Die muslimischen Migranten glaubten, dass auch sie mit schiefen Augen angeschaut würden, und zogen sich immer mehr zurück.“

„Ich bin hier, ich bleibe hier“

Die Gespräche rund um das Mediationsverfahren haben die Atmosphäre verbessert. Auch die FPÖ-Vertreter hätten konstruktiv mitgearbeitet, sagt Yilmaz. „Das war eine aufrichtige Auseinandersetzung mit dem Thema, ein ehrlicher Umgang miteinander.“ Lediglich bei der Unterzeichnung des Mediationsvertrags fehlte die FPÖ.

Der Bau wurde mit einem Kredit der Volksbank Bad Vöslau finanziert, den rund 150 Leute in monatlichen Raten abzahlen. Die Nutzer haben das Gebäude größtenteils in Eigenregie errichtet. Der Bau hat die Menschen verändert, beobachtet Yilmaz. „Wenn man so ein Gebäude errichtet, sagt man damit: ‚Ich bin hier, ich bleibe hier, ich bin Vöslauer.‘“ Diese Selbsterkenntnis und die öffentliche Anerkennung für das schöne Gebäude haben zu einem Wunsch nach mehr Bildung geführt. 40 Frauen besuchen nun Deutschkurse. Früher gingen nur wenige aus der Türkei stammende Migrantenkinder ins Gymnasium, jetzt seien es zehn oder zwölf allein in Vöslau, erzählt Yilmaz.

„Der geheime Sinn von Moscheekonflikten könnte darin bestehen, dass sie unterm Strich



Die Türme, an denen sich ein Kulturkampf entzündet: Moschee in Mannheim-Jungbusch (o. li.), Islamisches Forum in Penzberg/Bayern (u. li.), Kulturzentrum Bad Vöslau (o. re.), Minarett in Telfs/Tirol (u. re.). Fotos: Immanuel Giehl, Jasarevic Architekten, APA, Marktgemeinde Telfs/Dietrich

zur gesellschaftlichen Integration beitragen“, schreibt Claus Leggewie. „Jeder friedlich ausgetragene und glücklich ausgestandene Konflikt bringt die Gesellschaft weiter.“

„Im Hof wurden mit Lautsprechern Fußballspiele übertragen. Oder türkische Musik gespielt.“

HANELORE SCHUSTER,
BÜRGERINITIATIVE
MOSCHEE ADE

Auch in den meisten deutschen Städten ist der Moscheebau von Konflikten begleitet, einige Male ist er gescheitert. In diesen Auseinandersetzungen spielt die Architektur eine Rolle. Die Einheimischen fordern von den zugewanderten Muslimen häufig, als Beweis für ihre Integration einer klassischen Bilderbuch-Moschee abzuschwören und einen modernen Bau zu errichten. Geglückt ist das dem bosnisch-deutschen Architekten Alen Jasarevic, der in die bayrische Kleinstadt Penzberg einen aufsehenerregenden Sakralbau hingestellt hat (siehe Bild). Wenn eine Moschee im klassischen Stil gebaut wird,

belächeln Architekturkritiker sie häufig als „Heimweh-Architektur“. Doch die an Muslime gestellte Forderung nach moderner Architektur beim Bau ihrer Moschee, mit der sie erstmals provisorische Bethäuser in Hinterhöfen zurücklassen, ist eigentlich eine Überforderung.

Streit um Lärm und Parkplatz

Bei vielen Auseinandersetzungen um Moscheen spielt die Architektur gar keine Rolle. Das zeigt sich am Konflikt um die Dammstraße 37 in Wien. 1996 hat der Verein Atib die Liegenschaft gekauft und die dortige Werkstatt in einen Gebetsraum umgebaut. Bald beschwerten sich die Anrainer – rundherum sind große Wohnbauten – über Lärm. „Im Hof wurden mit Lautsprechern Fußballspiele übertragen. Oder türkische Musik gespielt“, schildert Hannelore Schuster. Sie wohnt nebenan, ist Mietervertreterin in ihrem Gemeindefohnbau und seit zwei Jahren Sprecherin der Bürgerinitiative Moschee ade. „Als Reaktion spielte jemand Tiroler Musik aus seinem Fenster. Es war ein Wahnsinn.“ Wenn es zu laut wurde, ging sie ins Zentrum und redete mit den Leuten. „Ich habe in arabischen Ländern gelebt“, sagt Schuster, „ich habe kein Problem damit,

da hineinzugehen.“ Atib hat auf die Beschwerden reagiert, das Gebetshaus abgedichtet, die Lautsprecher abgebaut.

„Manchen Leuten war egal, was wir gemacht haben – alle unsere Zugeständnisse. Es war ihnen egal.“

NIHAT KOCA,
ATIB-SPRECHER

Als 2007 die Pläne von Atib für eine Erweiterung des Zentrums bekannt wurden, formierte sich Widerstand von Anrainern. Schuster nahm mit den Bezirkspolitikern Kontakt auf. Doch nur ÖVP- und FPÖ-Vertreter hätten mit ihr geredet. Beim SPÖ-Bezirksvorsteher habe sie keinen Termin bekommen, und die Grünen wären sowieso auf Seite von Atib. So beschloss die Bürgerinitiative, deren Kern laut Schuster aus 80 Leuten besteht, eine Demonstration. Als FPÖ-Obmann Heinz-Christian Strache mit einer Schar ergebener Anhänger auftauchte, war ihnen mediale Aufmerksamkeit gewiss. Angesichts der Eskalation berief SPÖ-Bezirksvorsteher Karl Lacina Gespräche und Arbeitskreise mit Atib, Anrai-

ern und Experten der Stadtverwaltung ein. Man redete über Verkehr, Parkplätze und Lärm. Doch die Bürgerinitiative wollte längst etwas anderes. Nämlich Moschee ade. Atib sollte sich auf den nahe gelegenen Nordwestbahngründen, die im kommenden Jahrzehnt bebaut werden, ein neues Grundstück suchen. Das kommt für Atib nicht in Frage.

„Wir haben sehr viel mit den Anrainern gesprochen und sind auf ihre Wünsche eingegangen“, sagt Nihat Koca, der für Atib verhandelte. Der Hof werde komplett mit einem Glasdach überdacht, sodass kein Lärm mehr nach außen dringen könne. Parkplatzprobleme gebe es nur beim größten Besucherandrang an Freitagen um die Mittagszeit und an zwei Feiertagen im Jahr. „Wir bitten unsere Leute, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu kommen, wir verschenken Fahrscheine“, sagt Koca. Einige Anrainer hätten sich, als die FPÖ in Erscheinung trat, von der Bürgerinitiative abgewandt. „Doch manchen Leuten war egal, was wir gemacht haben – alle unsere Zugeständnisse. Es war ihnen egal“, sagt Koca. Er ist enttäuscht. Die Gegner beharren auf „ade“. Atib hat die Baugenehmigung und wird bauen. Der Konflikt ist nicht lösbar.